

Reiseeindrücke

Mein Schreibtisch

Er befindet sich in einem ruhigen, beheizbaren Raum mit fließend Wasser außerhalb der Wohnung fünf Stockwerke tiefer. Es ist mein alleiniger Arbeitsraum. Er ist relativ groß und misst gut 25 m². Der Bodenbelag ist Kork, dies gibt dem Raum eine gewisse Wärme. Seine Höhe von über 3 m lässt ihn noch größer erscheinen. Es ist ein heller Raum, auf der Hälfte der einen Längsseite hat es ein hohes Fenster vom Boden bis zur Decke. Das Fenster, das nach Südwesten schaut, geht direkt auf die tiefergelegene Einfahrt zur Tiefgarage. Die Sicht in die Ferne wird durch ein Haus verdeckt, das sich zurzeit im Bau befindet und im Winter 20/21 fertig wird. Das neue Gebäude hat den Vorteil, dass im Sommer die Sonne nur am Abend direkt ins Büro scheint und die Temperatur so erträglich bleibt. Die helle Einrichtung mit zwei Bücherregalen – eines an der Wand, eines freistehend –, einem Eckschrank mit anschließender Schreibfläche und zwei tiefer gelegenen Schubladen vor dem Fenster stammt aus den frühen 80er Jahren und hat inzwischen zwei Umzüge mitgemacht. Über der Schreibfläche sind an der Wand Tablare befestigt. Auf ihnen stehen diverse Ordner, Ablagekistchen, aber auch Büromaterial, da unter der Schreibfläche keine Schubladen angebracht sind. Über der Schreibfläche hängt eine nüchterne moderne Leuchtstoffröhre. Die Einrichtung wird durch einen bequemen Bürostuhl, einen wohligen grauen Sessel mit Sicht auf den Fernseher, einen Hometrainer, natürlich ebenfalls mit Sicht auf den Fernseher und ein schon einige Zeit überzähliges rotes Bettsofa ergänzt. Letzteres wäre übrigens gratis abzugeben. Auf den erwähnten Schubladen vor dem Fenster stehen der Drucker und das TV-Gerät. Die freien Wände sind mit Bildern aus Indien, Miniaturen aus dem Iran, einem Teppich aus Isfahan, einem riesigen farbenfrohen Tischtuch aus Buchara, einem kleinen Wollteppich aus Namibia und einem Familienstammbaum vollständig bedeckt. Einen Platz für die Zettelwand muss ich also noch finden oder freimachen. Ich denke, sie kommt abnehmbar an den Eckkasten, so habe sie vom Schreibtisch aus gut im Blickfeld. Auf dem Wandregal steht eine aus Holz gefertigte Kyburg. Ein Geschenk meines Großvaters an seinen achtjährigen Enkel. Auf dem freistehenden Regal stehen knapp 20 indische und afrikanische Elefanten, die ich selber gesammelt habe oder die mir geschenkt wurden. Wenn nun die geneigte Leserin oder der geneigte Leser möglicherweise denkt, das alles sei wohl ein bisschen zu viel des Guten, haben sie nicht ganz Unrecht, zumal sich zwischen

dem roten Sofa und den beiden Bücherregalen noch Umzugskisten meiner Tochter türmen. Gemütlichkeit sieht vielleicht anders aus. Trotzdem fühle ich mich wohl in meinem selbstgestalteten Reich. Ich sehe mich eigentlich nicht als chaotischer Mensch, denke sehr strukturiert und assoziativ. Ich räume einfach nicht gerne auf. Aber vielleicht gehört die Kombination Chaos und Struktur zu meinem Wesen und bildet den roten Faden in meinem Leben, dem ich mit dieser biografischen Arbeit auf die Spur kommen möchte. Nun zu meinem Schreibtisch oder, besser gesagt, meiner Schreibfläche. Sie misst 75 auf 170 cm. Wenn ich davor sitze, schaue ich zur Wand, wenn ich den Kopf nach links drehe, schaue ich zum Fenster hinaus. In der Mitte steht der PC mit Monitor und Tastatur. Links das Telefon auf dem Tuner. Ach ja, zwei große Lautsprecherboxen stehen auch noch im Raum. Rechts an der Wand zum Eckschrank befindet sich ein Papierstapel mit Pendenzen und dahinter der Behälter für das Altpapier. Beide könnten eigentlich auch wo anders platziert werden. Z.B. unter der Schreibfläche neben dem Papierkorb. Ich hätte so mehr Platz für die Materialien, die ich für meine autobiografische Arbeit benötige. Um den Gedanken freien Lauf lassen zu können, brauche ich aus Erfahrung mehr Raum, mehr Weite. Gerade so, wie ich es im weiten stillen Hochtal auf über 3000 m in Kirgistan erlebt habe, als ich erste Notizen zu meinem Leben machte. Da dies hier kaum möglich ist, werde ich meine Arbeit wohl auf zwei Orte aufteilen: Auf die große Terrasse im 5. Stock mit phänomenaler Weitsicht bis in die Berner Alpen – warmes Wetter vorausgesetzt – und auf den eben beschriebenen Arbeitsraum. Aber wer weiß, vielleicht sieht dieser in sechs Monaten etwas aufgeräumter und gemütlicher aus! Vielleicht hängt dann auch ein Foto hinter der Schreibfläche, das mich wie aus einem Fenster in die Weite der mongolischen Landschaft hinausblicken lässt. Ach ja, wer sie sucht, sucht sie vergeblich: Pflanzen.

Ein Foto

Fotos beim Schreiben der Autobiografie helfen, Erinnerungen wachzurufen. Vier kommen mir spontan in den Sinn. Das erste ist aus meiner Kindheit und zeigt mich zusammen mit Rolf, dem Nachbarsbuben. Wir schauen schelmisch lachend aus unseren Milchkästen. Auf dem zweiten stehen mein Vater, mein Bruder und ich in unserem Garten nebeneinander. Wir tragen unsere Militäruniformen: Oberst, Fourier und Soldat. Beim dritten sitze ich in Sossusvlei allein auf einer Düne. Monika, die Reiseleiterin hat es geknipst. Das vierte ist in meinem Lieblingscamp in der Mongolei entstanden. Ich stehe

zusammen mit der stolzen Betreiberfamilie vor der großen Hauptjurte. Ich wähle das Dritte. Es stammt vom dritten Tag meiner ersten Reise durch Namibia. Ich weiß noch genau wo. Ich suche in meinen Alben und Dateien nach ihm, vergeblich. Erstaunt und irritiert merke ich, das Bild existiert nur in meinem Kopf. Eine Fotomorgana. Wie kommt es, dass ich ausgerechnet dieses Foto wähle? Ist es die Faszination, die Wüsten wie Sahara, Gobi, Namib oder Kalahari auf mich ausüben? Ist es die Sehnsucht, ganz für mich allein zu sein, die Stimmung und die Weite in Ruhe zu genießen? Höckle und eifach sii? Es scheint, als wollte ich diesen speziellen Moment auch bildlich festhalten und bewahren. Ich könnte jetzt fabulieren und schreiben, ich säße zuoberst auf der hohen rötlichen Düne. Das entspräche mir nicht. Weder Ehrgeiz noch Lust noch Kondition sorgen dafür, dass ich ganz nach oben kraxle. Ich verlasse ungern meine Komfortzone und übermäßige körperliche Anstrengungen sind mir ein Gräuel. So lasse ich mich zufrieden auf halbem Weg nieder und bitte Monika, die mit mir die Düne hochsteigt, abzudrücken. Sie will, dass ich direkt in die Kamera schaue, ich weigere mich. Ich finde, schräg von der Seite sehe ich vorteilhafter aus. Von vorne blicke ich oft ernst, oder das Lächeln in meinem Gesicht wirkt erzwungen. Fotogen ist anders. Etwas eitel bin ich schon. Monika drückt ein-, zweimal ab und steigt weiter ganz nach oben. Das Foto oder besser die Fotomorgana zeigt mich von unten. Ich sitze im warmen Sand, knapp unterhalb einer Krete. Der Kopf, leicht abgedreht, ragt in den blauen Himmel. Eine leichte hellgraue Chaskee-Stoffmütze schützt mich vor der Mittagssonne. Die dunkle große Sonnenbrille liegt neben mir im Sand, ebenso der hellgrüne Rucksack mit der Wasserflasche. Ich trage ein blaues luftiges Langarm-Hemd mit Karomuster, graue leichte Trekkinghosen und braune Trekkingschuhe. Von der Struktur des Sandes um mich herum habe ich kein klares Bild vor mir. Sie ist Nebensache. Mein Blick ist hinüber zum eindrucklichen Dead-vei gerichtet. Diese von hohen Dünen umsäumte, völlig ausgetrocknete, totenstille, faszinierende Ebene mit den skurrilen abgestorbenen Bäumen lasse in Gedanken nochmals an mir vorbeiziehen. Nach etwa 15 Minuten kommt Monika zurück und reißt mich aus inneren Bildern. Wir müssen aufbrechen und springen jauchzend in großen Schritten den sandigen Abhang hinunter. Zwei SUVs fahren unsere Gruppe zurück zu unseren Zelten. Ich beschrieb eben ein nicht existierendes Foto so, wie wenn es in der Realität vorhanden wäre. Brauche ich da überhaupt noch Fotos von meinen Reisen, von der Familie oder genügt nicht die reine Erinnerung in meinem Kopf? Eines ist aber gewiss, auf meine nächste Reise nehme ich keine große unhandliche Kamera mit. Die

Handykamera genügt. Statt die Welt durch den Sucher anzuschauen, werde ich sie vermehrt direkt aufnehmen.

Wie die Maus vor der Schlange

Ich sitze regungslos unter einem Sonnendach auf einem harten Stuhl, gelähmt wie die Maus vor der Schlange. Der Stuhl steht auf dem Oberdeck eines einfachen Flussbootes. Vor mir auf einem kleinen eisernen Stuhl die obligate Wasserflasche. Das Boot gleitet antriebslos, mit abgestorbenem Motor den breiten, noch trägen Fluss hinunter. Ich bin allein auf dem Oberdeck. Meine Augen suchen unruhig den afrikanischen Wasserlauf nach rettenden Booten ab. Es ist bereits gegen fünf Uhr abends und es herrscht kaum mehr Bootsverkehr. Auf dem unteren Deck schwenken einige Mitreisende verzweifelt ihre T-Shirts, um auf unsere ungemütliche Lage aufmerksam zu machen. Ich höre ihre aufgeregten Rufe. Ich bleibe sitzen, ich schaffe es nicht, ihnen gleichzutun. Meine Gedanken kreisen ungeordnet um die nahende Katastrophe. "Boot mit acht Schweizer Touristen stürzt über die tosenden Viktoriafälle", so die morgige Schlagzeile im *Blick*. Die zurückbleibende Familie blitzt auf. In einiger Entfernung, wo der Fluss breiter wird, erkenne ich Sandbänke mit Felsen und Büschen. Im richtigen Moment vom Boot springen und sich an den Ästen festklammern? Ans rettende Ufer schwimmen? Unmöglich. Die Strömung würde mich unweigerlich abtreiben und ich wäre unausweichlich eine leichte Beute der vorhandenen Krokodile. Keine erfreuliche Aussicht. Ich verwerfe diese Gedanken, die lähmende Angst bleibt. Da endlich, ein Boot, das flussaufwärts kommt. Es bemerkt die verzweifelten Rufe und unsere Situation nicht. Auch das nächste nicht. Das dritte endlich steuert direkt auf uns zu und nimmt uns an seine Seite. Große Erleichterung ist spürbar. Auch ich werde ruhiger und nehme einen Schluck aus der Flasche. Innigst hoffe ich, der Motor des rettenden Bootes sei kräftig genug, um uns beide den Fluss hinaufzuschieben und nicht wegen Überlastung auch noch auszusteigen. Bald liegt der rettende Landesteg neben uns. Mit noch immer zittrigen Beinen erhebe ich mich langsam von meinem Stuhl, auf dem ich eine Ewigkeit regungslos gesessen bin, steige wackelig die schmale eiserne Treppe hinab und erreiche mit unsicherem Gang über den schwankenden Steg endlich festen Boden. Der grausame Spuk ist vorbei. Monika, unsere Reiseleiterin, und die anderen Passagiere bedanken sich herzlich bei den Rettern. Ich stehe abseits, ich bin noch zu sehr mit mir und meiner mich völlig lähmenden Angst beschäftigt. Noch nie im Leben fühlte ich mich so hilflos, noch nie fühlte ich mich dem

Tod so nahe. Wie kam ich in diese schreckliche Lage? Es ist Nachmittag des vorletzten Tages meiner zweiten Reise nach Namibia. Die achtköpfige Reisegruppe steigt bei blauem Himmel in Livingston auf ein kleines Flussboot. Ein gelungener und gemütlicher Abschluss einer erlebnisreichen Reise durch Namibia und das tierreiche und einmalige Okowangodelta sollte es werden. Wir tuckern mit dem rechteckigen, zweistöckigen Kahn unweit der gewaltigen Viktoriafälle, deren Wucht wir am Vormittag noch bestaunt haben, den Sambesi hinauf. Ich genieße die gemächliche Fahrt auf dem großen friedlichen afrikanischen Fluss. Links und rechts stehen große Bäume am Ufer. Steuerbord eine lange schmale Insel. Nach einer knappen Stunde erreichen wir deren oberes Ende. Die Besatzung stellt den Motor ab. Wir treiben auf der anderen Seite der Insel lautlos und friedlich flussabwärts. Damit sollte es bald vorbei sein. Am unteren Ende der Insel will die einheimische Crew den Motor wieder starten. Ich sehe ihnen interessiert zu. Er springt nicht an. Sie versuchen es noch ein zweites und ein drittes Mal. Ich werde ungeduldig und hoffe sehnlichst, dass ihnen "de Motor nöd versuoft." Eine Weile später versuchen sie es erneut. Der Motor will partout nicht anspringen. Die Crew nimmt das Ganze sehr gelassen, so als wäre das nicht das erste Mal. Mir wird "gschmuck und geschmucker". Was, wenn sie es nicht schaffen, den Motor zu starten und wir antriebslos den Sambesi hinuntertreiben? Ein paar Kilometer vor den gewaltigen Viktoriafälle. Ich bin der einzige Tourist auf dem Boot, der die Misserfolge der Crew mitbekommt. Von Angst getrieben steige ich auf das Oberdeck und informiere Monika über die vergeblichen Bemühungen der Besatzung. Sie geht nach unten und versucht herauszufinden, was los ist. Der kleine Motor läuft noch immer nicht. Monika interveniert, erfolglos. Der Motor streikt, er ist effektiv "versoffe". Wir treiben weiter den Sambesi hinunter, den Viktoriafällen zu. Alle gehen nach unten. Ich bleibe, ich setze mich auf einen einfachen Stuhl auf dem Oberdeck. Ich kann an diesem Abend lange nicht einschlafen, zu sehr beschäftigt mich meine Reaktion auf dem Oberdeck des Bootes: Meine Unfähigkeit zu handeln und klar zu denken. Ich finde in dieser Nacht keine befriedigende Erklärung. Am andern Vormittag beim Frühstück informiert uns Monika, das Bootsunternehmen biete uns als Entschädigung für das gestrige unfreiwillige Abenteuer eine neuerliche kostenlose Fahrt auf dem Sambesi an. "Nein, danke", tönt es zurück. Wir lehnen alle einhellig dankend ab.